



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Verbeck, Otto: Marie Neander : Novelle : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Marie Neander

Novelle von Otto Verbeck

(Fortsetzung)

**F**ür die Unterhaltung war von jetzt an gesorgt. Der kleine Ungar taute immer mehr auf. Nur schade, daß Mariens Interesse an seinem vergnügten Gesprudel nicht in gleichem Maße zunahm. Auge und Ohr irrten wiederholt bedenklich ab. Aus dem allmählich lebhafter gewordenen allgemeinen Stimmengewirr tauchte in kurzen Absätzen der wohlbekannte Klang von Webers Stimme auf. Er unterhielt sich angelegentlich mit Toni, und aus dem nachdenklichen Ausdruck ihres Gesichts ließ sich entnehmen, daß es sich um kein alltägliches Geplänkel handeln konnte. Wie gern hätte sie zugehört! Aber neben ihr das magyarische Zündhölzchen — wenn er nur wenigstens eine Pause gemacht hätte! Er vergaß fast das Essen.

Nehmen Sie etwas von den Hühnern, Herr Németi, das ist eine Force meiner Freundin. Und dann achten Sie einmal auf meinen andern Nachbar. Das hätten Sie vorhin sehen sollen. Er probirte den Lachs, winkte dann seiner Frau und rief halblaut: Luise, iß, 's ist gut!

In diesem Augenblick erhob sich die spitze Nase der Frau Hermann aus dem eben vom Diener dargebotenen Glase Rotwein.

Moritz, hauchte sie heiser herüber, trink, 's ist gut!

Németi krümmte sich vor Vergnügen.

Jetzt muß ich schon Acht geben, was er mit die Hähndl anfängt.

Glauben Sie mir, glauben Sie mir! sagte jetzt Doktor Weber laut und eindringlich, während Toni wiederholt den Kopf schüttelte.

Was ist denn, was soll sie glauben? rief Marie hinüber, froh, ein flüchtiges Endchen des Tadens erhascht zu haben.

Höre nur! — Toni wies achselzuckend mit der Hand auf ihren Nachbar — der Herr Doktor meint, man würde mit seinem schlechten Gewissen leichter fertig, als mit seinem schlechten Rufe.

So hingeworfen, klingt der Satz etwas brutal, wandte Weber ein. Gleichzeitig zog sein schneller Aufblick Marie ins Gespräch. Es will mir nicht gelingen, meine Ansicht klar zu machen.

Von was war denn die Rede? fragte Marie aufmerksam.

Können Sie sich nicht denken — Weber wandte sich jetzt unmittelbar zu ihr —, daß jemand, der sich eines dunkeln Fleckens in seiner Vergangenheit bewußt ist, ruhig und vergnügt weiter lebt, nur weil er sicher ist, daß niemand sein Geheimnis kennt, außer ihm und allenfalls einem aus gleichen Gründen wie er verschwiegenen Mitwiffer? Daß er erst zusammenbricht, wenn es die Welt erfahren hat und ihn nun richtet?

Schnell erblaßt und völlig verwirrt sah ihn Marie an. Richtet — wiederholte sie halblaut, mit unsicherer Stimme. Dann verstummte sie wieder. Eine kleine Stille trat ein. Man war auf die etwas lauter gesprochenen Worte aufmerksam geworden. Die Einzelunterhaltungen versiegten und ein Gesicht nach dem andern wandte sich aufhorchend dem Doktor zu.

Bitte, wir möchten auch etwas davon hören, sagte Bernhard Lange. Wenden Sie sich an die große Masse.

Weber streifte seine Umgebung mit einem kurzen Blick und wandte sich wieder zu Marie: Nun? Was meinen Sie?

Ihre weit offenen Augen hingen wie gebannt an seinem eindringlich fragenden Blick. Sie atmete schwer. Ihre Lippen zitterten.

Was ist Ihnen? fragte Weber erstaunt und beunruhigt.

Sie faßte sich wieder. Nichts, nichts! entgegnete sie hastig, mit einem Versuch zu lächeln, griff dann nach ihrem Glas, setzte es aber wieder hin, drehte mit nervöser Emsigkeit den Stiel ihres Dessertlöffelchens zwischen den Fingern und setzte zum Sprechen an.

Prinzeßchen! drohte Bernhard Lange, Sie sehen schuldbehaftet aus. Haben Sie am Ende einmal in frühern Jahren aus der Geleebüchse genascht?

Nein, aber aus der Zuckerdose, erwiderte Marie unter allgemeiner Heiterkeit. Aber ihr Lächeln hatte einen fremden Zug. Jetzt wandte sie den verdunkelten Blick zu Weber hinüber. An was haben Sie gedacht? fragte sie kurz und rauh.

Na, an Mord und Totschlag doch wohl nicht, rief Marholm dazwischen, indem er sich vorbeugte, um Weber, der an derselben Tischseite saß, zu sehen. Sie gestatten doch einer bescheidenen Stimme aus der großen Masse einige unterthänige Silben?

Der Angerufne winkte lächelnd mit der Hand. Besten Dank! Sie nahmen mir das Wort aus dem Munde. Natürlich hab ich nicht an Mord und Totschlag gedacht. Auch nicht an Diebstahl. Wenigstens nicht an den von beweglicher Habe. Ich kann nicht glauben, Fräulein Marie, daß Sie nicht verstanden haben sollten, was ich meine.

Sie nickte vor sich hin. O ja, ich habe verstanden, sagte sie ganz leise. Dann richtete sie sich gerade auf. Mir scheint aber, fügte sie laut hinzu, es hat sich um deine Einwendung gehandelt, Toni. Von der war doch zu Anfang die Rede.

Sie sprach jetzt ganz ruhig; nur blaß sah sie noch aus.

Einwendung? fragte Toni. Ganz einfach, ich behaupte, daß man unmöglich mit einem schlechten Gewissen glücklich sein könne.

Sa, liebes Kind, rief Lange, da müßte man doch wohl vor allen Dingen einmal erst feststellen, was man unter glücklich sein versteht.

Hiermit dürften wir wohl heute Abend kaum zum Schluß kommen, wandte Marholm lächelnd ein. Bekanntlich sind die Begriffe über diese Materie etwas ausgedehnt.

Stimmt! Sie denken wohl an Hopfens Definition des Glücks? Nein? Kennen Sie nicht? Müssen Sie lesen. Steht zu Eingang seiner Gedichtsammlung.

Glück! sagte Weber, zu Toni gewendet. Glauben Sie mir, unser sogenanntes Glück hängt am wenigsten von dem ab, was wir selbst von uns wissen. Das, was die andern von uns wissen — oder zu wissen glauben, was nämlich auf dasselbe hinauskommt —, das ist das mächtigere. Und der Tag, wo das bisher Verschwiegene aus dem Munde der andern zu uns redet, von draußen über uns herfällt, der Tag entscheidet.

Entscheidet? fragte Marie rasch, und worüber?

Über unser Glück, selbstverständlich. Denn er bringt den Urteilspruch.

Und der heißt?

Bereinsamung.

Marie lehnte sich plötzlich zurück, wie erschöpft.

Bereinsamung, wiederholte Bernhard Lange nach einer kleinen Pause. Br! Wie das klingt! Er schüttelte sich. Sie könnten einem angst und bange machen. Aus dem Wort gähnt ja förmlich die Einöde.

Aber ich denke, Sie geben mir Recht, nicht wahr? Oder giebt es etwas schlimmeres als die Verdammung zur Einsamkeit mitten unter den andern, als gemieden zu werden von denen, die sich bis dahin unsre Freunde nannten? Denn das ist doch die Strafe für Verbrechen, die nicht vor's Schwurgericht kommen.

Eine schauerliche Art Lynchjustiz, seufzte Toni.

Gewiß schauerlich. Der Herdeninstinkt ist übermächtig in uns allen. Darum fürchten wir auch die Bereinsamung so sehr. Darum zucken wir zusammen unter einem kalten Blick, einem verzognen Munde von seiten derer, unter denen und für die wir erzogen sind. Der Gedanke, aus dieser Gemeinschaft ausgestoßen zu werden, ist schrecklicher, als das Bewußtsein eines Vergehens, das nur unser eignes Geheimnis ist.

Es entstand eine beklemmte Pause.

Wahrhaftig, sagte Bernhard Lange endlich, Sie haben uns alle melancholisch gemacht, Herr Doktor. Gar nicht hübsch von Ihnen. Sehen Sie nur all die ernsthaften Gesichter ringsum!

Das wollte ich nicht —

Sogar unser entlarvtes, naschhaftes Prinzesschen sagt keinen Mucks mehr. Jetzt müssen wir versuchen, unsern Kummer mit Kaffee und Cognac hinunterzuspülen. Toni — Frau — halte die einzige Rede, zu der ich dich je ermächtigt habe.

Toni stand auf: Gesegnete Mahlzeit!

Die Prozession bewegte sich ins anstoßende Zimmer zurück und löste sich in Händeschütteln auf. Marie, die kein Wort mehr gesprochen hatte, machte sich mit einer stummen Verbeugung von ihrem Geiger los. Sie stand gerade an der offenen Thür zu Tonis Zimmer. Schnell wandte sie sich und trat über die Schwelle. Als sie allein war, brachte ein heftiges Aufatmen Bewegung in ihr Gesicht. Gott im Himmel! flüsterte sie und schloß für eine Weile die Augen. Dann beugte sie sich über den Blumenstrauß, der auf dem kleinen Sofatischchen stand, und drückte das Gesicht in die Blüten. Gott im Himmel! hauchte sie in die Weilschen hinein. Da näherten sich Schritte, sie richtete sich auf. Um ihre Lippen zuckte verhaltenes Weinen.

Gesegnete Mahlzeit, Fräulein Marie, sagte Weber neben ihr.

Sie fuhr zusammen; ein Zittern überflog sie, als seine warme Hand die ihre ergriff. Sie hatte fort gewollt; nun blieb sie stehen, wie gelähmt.

Na, Fräulein Marie, sagte er freundlich, munter, munter! Was machen Sie heute Abend für ein Gesicht? Das kenne ich ja gar nicht an Ihnen. Ist Ihnen was nicht recht, oder sind Sie krank?

Nein nein, antwortete sie mühsam und zog leise ihre Hand aus der seinen. Aber bei dem Gespräch eben konnte man doch wohl ernsthaft werden, nicht wahr?

Gewiß konnte man das. Ich habe ja auch keineswegs gespaßt. Es thut mir nur nachträglich leid, daß das Gespräch eine solche Wendung nahm. In meiner Absicht lag es gewiß nicht, die Unterhaltung damit beherrschen zu wollen. Ich weiß kaum, wie es dazu gekommen ist. Dergleichen Dinge eignen sich ja gar nicht zur Besprechung unter Leuten, die zusammengekommen sind, um gemütlich zu Mittag zu essen. Sie sehen, ich bereue meinen Fehler; nun machen Sie aber auch wieder das alte Gesicht, ja?

Marie hatte einigemal mühsam aufgeatmet. Ich möchte etwas von Ihnen wissen, sagte sie jetzt leise.

Bitte!

Segen Sie den Fall: jemand, der Ihnen wert ist, würde so einer Sache überwiesen —

Ach, lassen Sie das doch jetzt!

Nein nein, antworten Sie mir. Ich muß das wissen. — Sie sah ihn, angstvoll, flehend an. — Wären Sie dann imstande, ihn sofort, ganz unwider-  
russlich fallen zu lassen?

Wenn ich mich von seiner Schuld überzeugt hätte — unbedingt.

Schuld! Schuld! Sie riß an der Quaste des Sessels, neben dem sie stand. Es kann doch jemand einmal einen Fehler begehen und sonst ein braver Mensch sein.

Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich habe nur sagen wollen: die Seele des Mannes, dessen Freund ich bin, der Frau, die ich liebe, muß rein sein, ganz rein, von keinem Hauch getrübt; sonst ist ein Zusammenleben, eine Gemeinschaft zwischen uns unmöglich.

Das soll also heißen, wenn da irgend ein Schatten auftauchte — oder nehmen wir einfach an: Sie finden in der Vergangenheit der Frau, die Sie lieben, plötzlich eine dunkle Stelle, einen — Hauch, um Ihre eignen Worte zu gebrauchen, der den reinen Spiegel trübte —

So wäre sie eben von dem Augenblick an nicht mehr die Frau für mich, ergänzte er. Aber sagen Sie mir um alles in der Welt, warum fragen Sie darnach, was gehen diese Sachen uns beide an?

Nichts, entgegnete sie rasch und heftig. Aber ich will das wissen. Würden Sie sie dann also einfach verurteilen?

Ja, das würde ich. Sie wäre für mich nicht mehr vorhanden.

Und würden Sie selbst darunter gar nicht leiden?

Wahrscheinlich sehr. Aber daß es darauf nicht ankommen dürfte, versteht sich doch wohl von selbst.

Sehr grausam. Sehr hart.

Aber gerecht. Ich fürchte, die Gerechtigkeit ist meistens grausam.

Ja, das scheint so. — Sie sank wie in tiefer Erschöpfung in den Sessel. —

Und nun danke ich recht schön. Das wollt ich nur noch wissen.

Daß die Gerechtigkeit grausam ist? Das wußten Sie schon.

Da haben Sie Recht. — Sie lächelte traurig. — Das sollte man wenigstens nie vergessen.

Marholms Vogelgesicht äugte um die Thür herum: Vergiß das beste nicht, sagte er und wies dem Doktor seine Cigarre. Auch das ist eine Wunderblume. Muß Rauchen versteht sich Freund Lange. Ich höre eben an einigen Schlagworten, daß Sie noch immer an dem letzten Thema feststehen, Herr Doktor. Das gnädige Fräulein scheint auch davon eingenommen, was?

Marie hatte sich gleich bei seinem Näherkommen erhoben und ging nun, ohne weiter von den beiden Herren Notiz zu nehmen, ins andre Zimmer zurück. Dort trat sie hinter Toni, die sich angestrengt mit den beiden ältesten Damen unterhielt, beugte sich über ihre Stuhllehne und flüsterte ihr zu: Ich gehe, achte nicht darauf.

Toni wandte sich hastig um. Bist du verrückt? fragte sie ärgerlich halblaut.

Ich will nach Hause, sagte Marie finster.

Mach mich nicht böse. Setz dich her. Ich brauche dich noch nötig.

Bitte, Toni, ich habe Kopfschmerz.

Launen hast du, mein Kind. Mit dir ist nichts mehr anzufangen. Du bist unausstehlich. Ich hatte so sehr auf dich gerechnet fürs Musikzieren.

Du hast ja den Néméti.

Eben mit dem solltest du spielen. Geh, sei gut, mein Zigeunermädel! Herr Néméti! rief sie dann, als Marie achselzuckend stehen blieb.

Der junge Künstler plauderte gerade mit der blonden Frau Woyte, die ihr schmachtendes Gesichtchen wie eine kleine Blume zur Sonne seiner Gunst emporgerichtet hielt, zu nicht geringer Beunruhigung ihres in der Nähe Schildwacht haltenden Gatten.

Herr Néméti, bat Toni den Näherretrenden, seien Sie edel, spielen Sie uns was!

Der junge Mann verbeugte sich.

Armer Herr Néméti, sagte Marie lächelnd. Alle Tage dasselbe: essen und trinken und brav reden und Geige spielen und nach Hause gehen. Sie müffens machen wie der Wilhelmi einmal in Newyork, als man ihn nach Tische zum Spielen aufforderte. Meine Geige? die ist nicht da, sagte er. Hatten Sie meine Geige eingeladen? Dann ging er hinaus, und nach einer Viertelstunde brachte ein Diener das Instrument; er selbst kam nicht wieder. Aber damit Sie sehen, daß ichs ehrlich meine, kommen Sie, wir wollen zusammen etwas spielen.

Entzückt bot er ihr den Arm und führte sie ins Musikzimmer. Joseph Weber, der bis dahin noch mit Marholm im Gespräch gestanden hatte, ging ihnen nach und setzte sich still in eine Ecke.

Also, was? fragte Néméti, an seiner Violine stimmend. Noten hab ich keine da.

Marie saß schon am Klavier. Brauchen wir auch nicht. Die Brahms'schen Tänze werden Ihnen wohl gegenwärtig sein. Damit schlug sie den bekannten leidenschaftlichen Rufakord an.

Rum — pum! sagte Néméti vergnügt und fiel mit seiner Geige ein. Sie verstanden sich sofort. Mariens Gesicht blühte auf. Die Musik that ihrs an, wie immer. Und die Geige neben ihr — o, auf die Weise konnte man sich schon mit ihm unterhalten. Das waren verwandte Klänge. Ihre Wangen färbten sich, ihre Augen leuchteten, sie atmete wie befreit. Néméti spielte mit hinreißendem Feuer. Er achtete nicht darauf, daß Hörer um Hörer sich einschlich. Er sah nichts, als das feine Gesichtchen halb vor ihm, dem ein fremdes Feuer in dunkeln Augen brannte. Nicht fremd für ihn. Er verstand diesen Freimaurergruß, obwohl die Augen an ihm vorbei ins Weite blickten. Aber

er wußte, was sie sahen. Er hatte es auch gesehen. Darum verstand er auch, was ihr kurzes Winken zu bedeuten hatte, und glitt am Schluß mit einigen halb geflüsterten Modulationen in den andern Tanz hinüber. Es sollte jetzt niemand sprechen. Vielleicht hätte auch niemand gesprochen, wenigstens nicht gleich. Die Zuhörer befanden sich unter dem Bann, mit dem ein echtes Talent seine Umgebung gefangen nimmt. Weber saß regungslos in seinem Sessel. Seine Augen verließen nicht die Gestalt am Klavier. Sein Ohr trank die Töne, die ihn umfluteten, mit ihrem Jubel, mit ihrer Schwermut. Néméti hatte sich aus Brahms in eins der todesstraurigen Volkslieder seiner Heimat hinübergespielt. Marie begleitete ihn in abgerissenen, träumerischen Akkorden. Künstlerin, hauchte Néméti, Künstlerin!

Ach, wie ist's möglich dann — klang es nun in den summenden Schlußton seines Liedes hinein. Jetzt nahm er die Begleitung auf, und seine webende Geigenstimme umschmeichelte in sanften Wellen die altbekannten Klänge. Weber lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Die Vergangenheit stieg vor ihm auf. Wie manches mal hatte seine arme kleine Frau mit ihrem süßen, weichen Stimmchen dieses Lied gesungen! Wie hatte er es geliebt, und wie war er schmerzlich erschrocken, als an jenem Morgen, da er an ihrem Sarge stand, in Nebenzimmer das seine Kinderstimmchen seiner kleinen Josephhe plötzlich anhub: Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann! Er war hineingegangen, hatte ihr's verwiesen. Aber ich muß doch dem Schwesterchen was vorsingen! Das Schwesterchen schief ungestört den tiefen Schlaf der Neugeborenen. Da lag es, die Fäustchen am Gesicht. Es wußte nichts davon, daß um seinetwillen die tapf're, kleine Mutter dem warmen Leben hatte ade sagen müssen —

Schöb' mich ein Jäger tot, sang jetzt Marie, fiel ich in deinen Schoß.  
Sähst du mich freundlich an, gern stürb ich dann —

Sie verstummte und ließ auch die Hände sinken.

Weiter! Mehr! bat Néméti.

Nein! sagte sie und stand auf. Er legte die Geige hin, ergriff ihre Hände und drückte sie an seine Lippen. Danke! Danke!

Nun umringte man die beiden. Einer kam dem andern zuvor mit Dank und Anerkennung. Nur Weber war in seiner Ecke sitzen geblieben. Er lauschte noch auf den verschleierten Ton der Altstimme, deren letzte Worte undeutlich in einem wehmütigen Zittern verweht waren.

Einige Minuten lang hielt Marie dem liebenswürdigen Anprall stand. Stumm, freundlich, mit einem Zug von Ermattung im Gesicht, ließ sie sich loben. Dann machte sie sich aus dem Knäuel los und wandte sich zur Thür.

Wohin, wohin? fragte Toni.

Ich komme gleich wieder.

Draußen schlüpfte sie eilig in ihren Mantel, nahm das Spizentuch in die

Hand und huschte hinaus. Auf der Treppe nestelte sie mit den eiskalten Fingern den Mantel zu.

Fort, nur fort! Nach Hause, allein sein, zu Bett gehen, weinen, weinen!



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Anarchisten und die Berliner Offiziösen. Gewisse angeblich der preußischen Regierung nahestehende Organe gefallen sich in neuester Zeit in Betrachtungen über die Gefahr des Anarchismus, die das höchste Staunen hervorrufen müssen. Bald wird das Bestehen solcher Gefahr für Deutschland schlechthin geleugnet — der verruchte Anschlag vom Niederwald scheint also bereits vergessen zu sein oder nicht gerechnet zu werden, weil er nicht gelungen ist; bald wird orakelt, daß durch strenge Maßregeln allein die Pest nicht ausgerottet werden könne (worüber die ganze Welt einig ist), oder daß man jugendlichen Schwärmern nicht den Weg zur Besserung verlegen dürfe. Nun wird gewiß jedermann junge Leute bedauern, die sich durch verschrobne Köpfe und gewissenlose Demagogen zu verbrecherischen Reden und Thaten verführen lassen; aber gerade deswegen muß endlich rücksichtslos gegen die Verführer eingeschritten werden. Wer sich als Anarchist bekennet, erklärt doch damit schon der bestehenden Ordnung den Krieg, ob er sich nun mit theoretischen Erörterungen begnügt oder mehr oder weniger deutlich zu Umsturz und Meuchelmord auffordert. Und weshalb soll dem auf frischer That ergriffnen Banditen nicht Banditenrecht werden? Weil man hofft, aus ihm Geständnisse herauszubringen? Viel ungefährlicher ist es, wenn ein Spießgeselle in dem Fall unentdeckt bleibt, als wenn die Hoffnung des eigentlichen Thäters erfüllt wird, wochen- und monatelang der Held der Zeitungen der ganzen Welt zu sein, vor dem Schwurgericht seine Tiraden loslassen zu können, von einem zungenfertigen Advokaten weißgewaschen, wohl gar verherrlicht zu werden und endlich als Märtyrer seiner Sache deren Anhänger zu Rache und allgemeiner Vergeltung aufzuheizen. Man rühmt die Wachsamkeit der englischen Polizei, die alle Schlupfwinkel der Anarchisten kenne und beaufsichtige; aber sie hat noch nicht verhindert, daß aus jenen Schlupfwinkeln Sendboten mit Instruktionen und Geldmitteln versehen ausziehen. Auch von Verbrechertolonien will man in Berlin nichts wissen. Aber die mit solchen Kolonien gemachten Erfahrungen sind doch keineswegs abschreckend, die Deportirten würden in Afrika entschieden besser dran sein, als in Zuchthäusern oder in großstädtischen Höhlen, wo Elend, Unthätigkeit, Schnaps und Verkehr mit Ausgelernten die Erziehung der jungen Schwärmer vollenden. Und in erster Reihe handelt es sich um den Schutz der Gesellschaft. Aber man könnte beinahe auf die Vermutung kommen, daß die Neophyten des neuen Kurses vor allem den Verdacht von sich abzuwälzen bemüht wären, daß sie noch dem Gedanken eines Ausnahmegesetzes Bismarckischen Andenkens nachgingen!